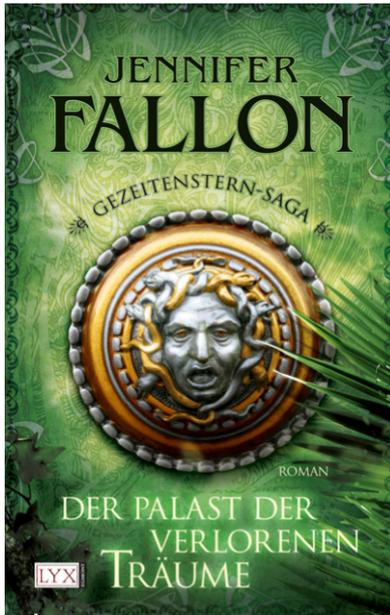




Unverkäufliche Leseprobe

Jennifer Fallon
Der Palast der verlorenen Träume
Gezeitenstern-Saga Band 3



576 Seiten
ISBN: 978-3-8025-8244-8

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de

TEIL I

Die Gezeiten folgen unaufhaltsam ihrem Lauf.

James Howe (1594–1666)

I

Vom Stampfen des Schiffes war Arkady speiübel. Zwar war sie oft auf den Großen Seen von Glaeba gesegelt, aber das war gar nichts im Vergleich zum Rollen und Schlingern eines hochseetüchtigen Sklavenschiffs auf dem offenen Meer. Es verbesserte die Lage nicht, dass sie mit fünf anderen Frauen in einer engen, niedrigen Kajüte zusammengepfertcht war, die eigentlich selbst bei äußerster Bescheidenheit höchstens zwei Personen fasste.

»Nimm deinen Ellbogen aus meinen Rippen, du Schlampe, oder ich schlag dich windelweich«, drohte jemand schläfrig. Die Bemerkung galt nicht ihr. Obwohl sie in der dunklen, unbeleuchteten Kajüte kaum etwas sehen konnte, wusste sie doch, dass sie steif ausgestreckt auf dem Boden lag, mit Saxtyn links von sich und Alkasa, der Jüngsten der Gruppe, auf ihrer rechten Seite. Beide Frauen schliefen tief und fest.

Arkady konnte nicht schlafen. Sie hatte seit der Abfahrt aus Elvere kaum ein Auge zugetan. Wenn ihr die schmerzende Brandwunde auf ihrer Brust nicht den Schlaf raubte, zermartete sie sich den Kopf über ihr bevorstehendes Schicksal als Sklavin und die Frage, wie ihre Zukunft aussehen mochte.

Es war schön und gut, in einer Gesellschaft aufzuwachsen, in der Sklaverei an der Tagesordnung war. Sich als einstige Herrin unvermittelt in der Rolle der Sklavin wiederzufinden, stand auf einem ganz anderen Blatt. Ein Teil von Arkady wollte sich am liebsten zu einem Knäuel zusammenrollen und sterben, und das lag nicht an den überfüllten, stinkenden Quartieren unter Deck, deren einzige sanitäre Einrichtung in einem selten geleerten Kübel bestand. Es lag nicht an dem grützenartigen Schleim, der einmal am Tag an die Gefangenen ausgeteilt wurde, oder an dem abgestandenen, brackigen Wasser, das gegen den Durst der Sklavinnen nur wenig ausrichtete, weil die

meisten davon Durchfall bekamen. Es lag nicht einmal daran, dass sie gebrandmarkt worden war wie eine Zuchtstute.

Nein, für Arkady Desean war das Schlimmste die absolut unerträgliche Erkenntnis, dass sie nun Eigentum eines anderen war – dass sie ab jetzt lediglich einen Warenwert darstellte, und selbst den nur für ihren fernen, gesichtslosen Besitzer.

Die anderen Sklavinnen hatten sie darüber aufgeklärt, dass ihr Eigentümer ein gewisser Filimar Medura war, ein begüterter senestrischer Sklavenhändler. Er besaß nicht nur sie, sondern auch alle anderen Sklavinnen an Bord nebst dem gesamten Schiff. Ihren Kajütengenossinnen zufolge unterhielt er eine ganze Flotte von Sklavenschiffen. Genau genommen stammte der Reichtum der sehr vermögenden Familie schon seit Menschengedenken aus dem Handel mit lebender Ware, sowohl Menschen als auch Crasii.

Wieder schlingerte das Schiff heftig. Arkady wand sich auf den harten Planken, ohne Erleichterung zu finden, denn das Gewicht von Alkasas schlafendem Körper machte es ihr unmöglich, sich umzudrehen, und die stickige Hitze nahm ihr den Atem. Ein Geräusch lenkte sie ab. Es kam von oben. In der Kajüte war eine kleine Luke, die offen stand, um einen Hauch frischer Luft einzulassen. Viel nützte es nicht, weder gegen den Gestank noch gegen das Gefühl, langsam zu ersticken.

Sie hatte versucht, sich mit dem Gedanken zu trösten, dass es auf dem Schiff vielleicht jemanden gab, der es noch schlechter getroffen hatte als sie. Nachts, wenn die einzigen Geräusche in ihrem beengten Gefängnis das laute Schnarchen ihrer Mitgefangenen, das Knarren der Holzplanken und das Schwappen der Wellen gegen den Schiffsrumpf waren, hörte Arkady manchmal Stimmen auf Deck. Sie sprachen eine Sprache, die sie nicht verstand; oft lachten sie, verspotteten offenbar einen Mannschaftskameraden.

Wenn man an der Luke lauschte, konnte man gelegentlich etwas Nützliches aufschnappen. Das galt zumindest für eine ihrer Kajütengenossinnen, denn Arkady sprach kaum Senestrisch und verstand nicht viel von dem, was gesprochen wurde.

Aber am heutigen Abend hatten sie etwas erfahren, und das war auch der Hauptgrund, warum sie immer noch kein Auge zubekam:

Saxtyn hatte belauscht, was die Seeleute schwatzten. Sie alle konnten die Mannschaft reden hören, aber nur die Schuldklavivin verstand ihre Sprache gut genug, um für die anderen zu übersetzen. Auf dem Schiff ging das Gerücht um, der Kapitän habe den Seeleuten in Aussicht gestellt, dass sie sich in ihren freien Stunden mit den Sklavinnen amüsieren könnten, sobald das Schiff die torlenischen Hoheitsgewässer verließ.

Arkadys Wert als Sklavivn, das wusste sie, war durch ihr Geschlecht festgelegt. Männer waren in Senestra als Sklaven wertvoller, weil produktiver als Arbeitskräfte. Frauen brauchte man für so alltägliche Rollen wie Näherin, Weberin, Amme und dergleichen, aber so ein Schicksal war nur wenigen Glücklichen vergönnt. Im Allgemeinen dienten menschliche Sklavivnen dazu, die männlichen Arbeiter – ob frei geboren oder Sklaven – bei Laune zu halten, die in den zahlreichen Bergwerken, Landgütern und schwimmenden Anwesen des senestrivschen Adels schufteten. Und natürlich auch, um die nächste Sklavengeneration zu gebären. Das waren ihre beiden Funktionen, laut Alkasa das Einzige, wozu Frauen in Senestra gut waren, und an diesen Gedanken sollte Arkady sich gefälligst gewöhnen, wenn sie vorhatte, zu überleben.

In Senestra herrschte eine Doppelmoral, die Arkady mit den Zähnen knirschen ließ. Senestrivschen Männern würde es nicht im Traum einfallen, ihre *freien* Frauen so brutal zu behandeln, ganz im Gegenteil. Die Senestrer, insbesondere die von Adel, behandelten ihre Frauen mit einem Respekt, der an Vergötterung grenzte. Was wiederum ihren Appetit auf menschliche Sklavivnen verstärkte.

Ebefrauen der Erben wegen, Sklavivnen für den Spaß war eine senestrivsche Redensart, deren Bedeutung Arkady nun allmählich aufging.

Nicht genug, dass man sie mit einem heißen Eisen gebrandmarkt hatte und ihre Wunde schmerzte; nicht genug, dass ihr ein Leben als Sklavivn und Hure bevorstand; nun musste sie auch noch das Problem lösen, wie sie es vermeiden konnte, als Mannschaftshure verheizt zu werden. Und deswegen lag sie hellwach da und zermarterte sich das Hirn auf der Suche nach einem Fluchtplan.

Sie hatte nicht die Absicht, eine Hure zu werden. Oder Schlimmeres, denn Huren wurden ja wenigstens bezahlt. Für unabsehbar lange Zeit tagtäglich reihum von der Besatzung eines senestrivschen Sklavenv-

schiffs vergewaltigt zu werden, bis man sie zum gleichen Zweck an die Bergwerke weiterverscherbelte, das war eine Zukunft, die für Arkady nicht in Frage kam.

Lieber würde sie sterben. Und inzwischen hatte sie halbwegs entschieden, dass Selbstmord der einzige Ausweg war, der ihr blieb.

Fluchtaussichten: keine. Sie passte nicht durch die Luke. Und selbst wenn sie es mit dem offenen Meer aufnehmen wollte, war sie immer noch mit fünf anderen Frauen zusammengekettet. Die Fußfesseln, die sie in Elvere getragen hatten, hatte man durch wesentlich simplere, aber genauso wirksame Ketten ersetzt, die die Frauen eng beieinander hielten, ob es ihnen passte oder nicht.

Rettung: Unwahrscheinlich. Cayal, die einzige lebende Seele auf Amyrantha, die vielleicht die Mittel und den Willen besaß, sie zu retten, hatte keine Ahnung, wo sie steckte. Und wenn Tiji hätte verhindern können, dass man sie in Elvere als Sklavin verschiffte, hätte sie es getan. Stellan, ihr Gemahl, musste inzwischen tot sein, wahrscheinlich gehängt von dem Unsterblichen Jaxyn, der damit seine eigenen ruchlosen Zwecke verfolgte. Und Declan Hawkes, Erster Spion des Königs und ihr Kindheitsfreund – vielleicht der einzige andere Mensch, der alles riskieren würde, um sie zu retten –, wusste nicht einmal von ihrer Unbill.

Und selbst wenn. Was konnte er von Glaeba aus schon tun? Sie befand sich eine halbe Weltreise von ihm entfernt auf dem offenen Meer und segelte in Richtung Senestra.

Sie versuchte, sich nicht in den Gedanken hineinzusteigern, dass dieses Fiasko auf Cayals Konto ging, aber es war wohl seine Schuld, dass sie hier war: eine rechtlose Sklavin, unerreichbar weit entfernt von allem, was ihr lieb und teuer war. In seinem blinden Todeseifer hatte er nur seine eigenen Bedürfnisse im Sinn gehabt, als er Arkady seinem Feind, dem Gezeitenfürst Brynden, so bereitwillig als Geisel überließ. *Was hat er sich bloß eingebildet?* Er hätte vorhersehen müssen, dass der Fürst der Vergeltung die greifbarere Rachemöglichkeit nutzte und lieber Cayals Geliebte büßen ließ – denn dafür musste Brynden sie ja halten, so wie er Cayal kannte –, als geduldig auf die vage Chance zu warten, seinen Gegner ins Jenseits zu befördern. Zumal das eine höchst dubiose Aussicht schien, da sie beide unsterblich waren.

Was habe ich mir nur dabei gedacht, schalt Arkady sich stumm, bei einem so hirnrissigen Plan mitzumachen?

Aber es brachte sie nicht weiter, sich damit zu geißeln, wie sie in diese Lage gekommen war. Sie war besser beraten, nach einem Ausweg zu suchen.

Arkady war weder unschuldig noch blind. Sie wusste, was ihr blühte, und das waren nicht die Schreckensbilder einer Fürstin, die sich zum ersten Mal mit der grausamen Realität konfrontiert sieht. Arkady kannte die Lage aus erster Hand.

Selbstmordgedanken waren unter den Sklavinnen, besonders den neuen, nicht ungewöhnlich. Darum trugen die Senestrer Sorge, dass ihrem wertvollen Eigentum jede Möglichkeit fehlte, Hand an sich zu legen. Arkady gestattete sich ein kleines, säuerliches Lächeln bei dem Gedanken, dass sie und Cayal nun schließlich doch etwas gemeinsam hatten. *Wir wollen beide sterben, und aus Gründen, die unterschiedlicher nicht sein könnten, kriegen wir es beide nicht hin.*

Immerhin *konnte* sie überhaupt sterben, dachte sie, das war wohl schon ein Grund, dankbar zu sein. Cayal war selbst mit den tödlichsten Waffen nicht in der Lage, seinen Qualen ein Ende zu setzen. *Ihr größtes Problem, das wusste Arkady, bestand jetzt darin, eine Selbstmordmethode zu finden, die schnell und sicher war. Man ließ sie nie allein. Selbst wenn sie es schaffen sollte, ihren Kittel in Streifen zu reißen, sich daraus eine Schlinge zu drehen und dann in der niedrigen, beengten Kajüte etwas fand, woran sie sich erhängen konnte – unwahrscheinlich, man konnte ja kaum aufrecht stehen –*, würden die anderen sie daran hindern, noch bevor sie den ersten Knoten gemacht hatte.

Nein, was Arkady brauchte, war eine Methode, die schnell ging und nicht rückgängig zu machen war. Sie würde höchstens eine einzige Chance bekommen, und sie hatte nicht vor, die zu überleben. Gegen die Strafen, die einem Sklaven nach einem Selbstmordversuch blühten, war es geradezu harmlos, der Besatzung der *Trius* vorgeworfen zu werden.

Arkady brauchte eine Waffe, auch wenn sie sich nicht vorstellen konnte, dass ein Seemann einer Sklavin freiwillig ein gefährliches Werkzeug überließ – und nur die Seemänner hatten, was sie brauchte: am besten ein Messer oder einen Marlspieker ...

Oder ein Skalpell, dachte sie, und in ihrem übermüdeten Verstand

begann sich der verschwommene Umriss eines Plans zu bilden. Arkady zog sich ihren Kittel herunter und untersuchte die verschorfte Brandwunde. Ihr Sklavenzeichen, das Symbol der verschlungenen Kettenglieder, war in der Dunkelheit schwer auszumachen, aber allein schon der stumpfe, pulsierende Schmerz sagte ihr, dass die Wunde sauber abheilte.

Zu dumm. Wenn sie entzündet wäre, konnte sie wohl darum bitten, dass der Schiffsarzt sie sich ansah, und hatte einige Hoffnung, behandelt zu werden. Das höchste Gut der Senestrer waren lebendige Sklaven, keine toten. Wenn eine Sklavin eine entzündete Wunde hatte, würde man sie verarzten – und die Behandlung würde darin bestehen, die Wunde zu öffnen, um den Eiter abfließen zu lassen.

Und dazu würde der Schiffsarzt ein Skalpell benutzen.

Eine Weile grübelte Arkady über die Idee nach. Wenn der Arzt kam, um eine entzündete Wunde aufzuschneiden, und wenn sie schnell genug war, konnte sie ihm das Skalpell aus der Hand reißen und sich die Halsschlagader aufschneiden, bevor irgendjemand Zeit hatte, zu reagieren. Es war schnell, sauber, relativ schmerzlos und unwiderlich. Sobald ihre Karotisarterie anging, Blut durch die Kajüte zu pumpen, würde kein Arzt, so fähig er auch war, die Blutung stillen können. Und wirklich kundige Vertreter dieser Zunft waren auf einem senestrischen Sklavenschiff wohl ohnehin kaum anzutreffen ...

Natürlich hatte ihr Plan einen fatalen Haken.

Die Salbe, mit der man in Elvere ihre Brandwunde behandelt hatte, tat ihren Zweck. Die Wunde war sauber und verheilte gut.

Aber vielleicht, dachte sie, und erwärmte sich immer mehr für die Vorstellung eines schnellen und schmerzlosen Todes, *wenn die Wunde nur entzündet aussieht ...*

Arkady wünschte sich, klarer denken zu können, weniger von Hunger, Schmerz und Angst getrieben zu sein. In so hastig geschmiedeten Plänen mussten unvermeidlich Lücken und Fallstricke sein, und sie konnte es sich nicht leisten, das zu vermasseln.

Wenn die Wunde entzündet aussieht ... wiederholte sie stumm. Wie sollte sie eine solche Täuschung hinbekommen? Eine Infektion war streng genommen kein Problem. Der Kübel in der Ecke – sie konnte ihn von hier aus riechen – enthielt jede Menge Material, um eine

offene Wunde zu infizieren. Aber es würde Tage dauern, bis sich eine echte Entzündung gebildet hatte. Und was sie brauchte, war eine Infektion, die so ernst war, dass der Schiffsarzt sie sich noch vor Sonnenaufgang ansah.

Denn schon am nächsten Morgen würden sie die torlenischen Gewässer verlassen.

Bis dahin musste Arkadys Wunde rot und geschwollen sein.

Während sie an diesem Problem grübelte, wurde Arkady wieder von einem Geräusch auf dem Oberdeck abgelenkt – einem lauten Rumms, gefolgt von spöttischen Stimmen und grausamem Gejohle. Was sie sagten, wusste sie nicht, aber sie hatte sie schon früher gehört, und wenn sie auch die Worte nicht verstand, so sprach der Tonfall doch Bände.

Sie quälten wohl einen armen Schiffsjungen. Schlagen die Zeit tot, bis sie anfangen dürfen, die Sklavinnen zu vergewaltigen, sobald wir auf dem offenen Meer sind ...

Sie wünschte, sie würden damit aufhören. Ihr raues Gelächter war eine unsanfte Erinnerung daran, welches Schicksal sie erwartete.

Bis morgen zum Frühstück muss mir der Eiter aus der Wunde sickern ...

Bis zum Frühstück – wenn man den Sklaven die einzige Mahlzeit des Tages brachte. Diese widerliche Grütze, die aussah wie ... Eiter.

Arkady lächelte in die Dunkelheit.

Vielleicht hatte sie doch die Mittel, ihr Leben zu beenden.

Alles, was sie brauchte, war ein Napf Grütze und ein unaufmerksamer Schiffsarzt.

Arkady schloss die Augen und merkte überrascht, dass sie tatsächlich schläfrig war. Sie bewegte sich ein wenig, um sich auf die Seite zu drehen, stieß mit dem Ellenbogen Alkasas Schulter aus dem Weg und blendete das quälende Gejohle vom Oberdeck aus. Gerade als die Sonne über den Horizont kroch, schlief sie ein, zufrieden von ihrer Gewissheit: Später am Morgen würde sie tot sein, und dieser Alptraum wäre zumindest für sie vorüber.